



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)

MARIANA  
ENRIQUEZ

UNSER  
TEIL DER  
NACHT

AUS DEM ARGENTINISCHEN SPANISCH  
VON SILKE KLEEMANN UND INKA MARTER

TROPEN



Im Rahmen des Förderprogramms »Sur« für Übersetzungen des Ministeriums für Auslandsbeziehungen, Außenhandel und Kultus der Republik Argentinien verlegtes Werk.

Obra editada en el marco del Programa Sur de Apoyo a las Traducciones del Ministerio de Relaciones Exteriores, Comercio Internacional y Culto de la República Argentina.

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt durch Litprom e. V. – Literaturen der Welt.

Die Arbeit der Übersetzerinnen am vorliegenden Text wurde mit einem Stipendium vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Nuestra parte de noche« im Verlag Editorial Anagrama, Barcelona

© 2019 by Mariana Enriquez

Published by agreement with Casanovas & Lynch Literary Agency S. L.

Für die deutsche Ausgabe

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung einer Abbildung von © Heritage Images/Fine Art Images/akg-images (Alexandre Cabanel, Fallen Angel, 1847)

Übersetzungslektorat: Johanna Schwering

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50161-2

E-Book ISBN 978-3-608-11865-0

Who is the third who walks always beside you?

T.S.Eliot, *The Waste Land*

# *DIE KLÄUEN DES LEBENDIGEN GOTTES*

*Januar 1981*

Ich glaube, wir verspielen die Unsterblichkeit, weil die Resistenz gegen den Tod sich nicht entwickelt hat; Ansätze zur Vervollkommnung beschränken sich auf die erste, rudimentäre Idee: den ganzen Körper am Leben zu halten. Dabei müsste man nur die Bewahrung dessen anstreben, was für das Bewusstsein von Interesse ist.

*Adolfo Bioy Casares, Morels Erfindung*

I cried, »Come out of the shadow,  
king of the nails of gold!«

*W.B. Yeats, The Wanderings of Oisín*

So viel Licht an diesem Morgen und ein klarer Himmel, nur vereinzelte weiße Flecken auf dem freundlichen Blau, und die ähnelten eher Rauchspuren als Wolken. Es war schon spät und er musste losfahren und dieser heiße Tag würde genauso sein wie der nächste: Wenn es regnete und die Feuchtigkeit vom Fluss und die drückende Schwüle über Buenos Aires kämen, würde er es nie schaffen, die Stadt zu verlassen.

Juan schluckte ohne Wasser eine Tablette, um den Kopfschmerz abzuwehren, den er noch nicht spürte, und ging ins Haus, um seinen Sohn zu wecken, der nur mit einem Laken zugedeckt schlief. Wir fahren, sagte er und schüttelte ihn ganz leicht. Der Junge wachte sofort auf. Ob andere Kinder auch so leicht schliefen, so wachsam? Wasch dir das Gesicht, sagte er und strich ihm behutsam den Schlaf aus den Augen. Es war keine Zeit zum Frühstück, das konnten sie unterwegs tun. Er nahm die Taschen, die er schon vorbereitet hatte, und schwankte kurz zwischen mehreren Büchern, bis er sich entschloss, noch zwei weitere einzupacken. Er sah die Flugtickets auf dem Tisch, noch hatte er diese Möglichkeit. Er konnte sich hinlegen und auf den Flug in ein paar Tagen warten. Um der Trägheit nicht nachzugeben, zerriss er die Tickets und warf sie in den Müll. Unter dem langen Haar schwitzte er im Nacken: In der Sonne würde es unerträglich werden. Er hatte keine

Zeit, das Haar zu schneiden, suchte aber dennoch in den Küchenschubladen nach der Schere. Als er sie fand, legte er sie in dieselbe Plastikdose, in der er die Tabletten, das Blutdruckmessgerät, die Spritze und ein paar Verbände aufbewahrte, seine Erste-Hilfe-Grundausrüstung für die Reise. Auch sein schärfstes Messer und den Beutel mit der Asche, die er endlich benutzen würde. Er füllte die Sauerstoffflasche, er würde sie brauchen. Im Auto war es kühl, das Kunstleder hatte über Nacht nicht allzu viel Hitze gespeichert. Er hob die Picknick-Kühlbox mit Eis und zwei Flaschen Mineralwasser auf den Vordersitz. Sein Sohn musste hinten sitzen, obwohl er ihn lieber neben sich gehabt hätte; aber das war verboten und er durfte keinen Ärger mit der Polizei oder dem Militär bekommen, die die Landstraßen brutal überwachten. Ein Mann allein mit einem Jungen konnte verdächtig wirken. Die Staatsgewalt war unberechenbar und Juan wollte Zwischenfälle vermeiden.

Gaspar, rief er, ohne die Stimme zu sehr zu heben. Da er keine Antwort bekam, ging er ins Haus, um nach ihm zu sehen. Der Junge versuchte sich die Schnürsenkel seiner Turnschuhe zu binden.

»Was ist das denn für ein Chaos«, sagte Juan und bückte sich, um ihm zu helfen. Sein Sohn weinte, aber er konnte ihn nicht trösten. Gaspar vermisste seine Mutter, sie hatte diese Dinge ohne nachzudenken gemacht: ihm die Nägel schneiden, Knöpfe annähen, ihn hinter den Ohren und zwischen den Zehen waschen, ihn vor dem Rausgehen fragen, ob er Pipi gemacht hatte, ihm zeigen, wie man die Schnürsenkel zu einer perfekten Schleife band. Juan vermisste sie auch, wollte an diesem Morgen aber nicht mit seinem Sohn weinen. Hast du alles, was du mitnehmen willst, fragte er ihn. Wir kommen nicht zurück, um irgendwas zu holen, nur damit du Bescheid weißt.

Seit Langem war er nicht mehr so viele Kilometer gefahren. Rosario hatte immer darauf bestanden, dass er wenigstens einmal pro Woche fuhr, um nicht aus der Übung zu kommen. Juan war das Auto zu klein, wie ihm fast alles zu klein war: die Hosen zu kurz, die Hemden zu eng, die Stühle unbequem. Er sah nach, ob der Straßenatlas vom Automobilclub im Handschuhfach lag, und fuhr los.

»Ich habe Hunger«, sagte Gaspar.

»Ich auch, aber wir halten fürs Frühstück an einem ganz tollen Ort. In einer Weile, in Ordnung?«

»Wenn ich nicht esse, muss ich kotzen.«

»Und ich kriege Kopfschmerzen, wenn ich nicht esse. Halt durch. Nur eine Weile. Sieh nicht aus dem Fenster, sonst wird dir wirklich übel.«

Er selbst fühlte sich schlechter, als er zugeben wollte. Seine Finger kribbelten und er erkannte die sprunghaften Herzschläge der Arrhythmie in der Brust. Er setzte sich die Sonnenbrille auf und bat Gaspar, ihm das Märchen zu erzählen, das er am Abend zuvor gelesen hatte. Mit seinen sechs Jahren konnte Gaspar schon sehr gut lesen.

»Weiß nicht mehr.«

»Tust du wohl. Ich habe auch schlechte Laune. Versuchen wir, das zusammen zu ändern, oder haben wir die ganze Reise über Scheißlaune?«

Gaspar lachte, weil er »Scheiß« gesagt hatte. Dann erzählte er ihm von einer Waldkönigin, die singend zwischen den Bäumen spazieren ging, und alle hörten ihr gern zu. Eines Tages kamen Soldaten und sie hörte auf zu singen und wurde Kriegerin. Sie wurde geschnappt und verbrachte die Nacht im Gefängnis und floh, und um zu fliehen, musste sie den Wächter töten, der sie bewachte. Da



niemand glauben wollte, dass sie stark genug war, um ihn zu töten, weil sie nämlich sehr dünn war, wurde sie als Hexe beschuldigt und verbrannt, gefesselt an einen Baum, der angezündet wurde. Aber am Morgen fanden sie statt der Leiche eine rote Blüte.

»Einen Baum mit roten Blüten.«

»Ja, einen Baum.«

»Hat dir die Geschichte gefallen?«

»Weiß nicht, sie hat mir Angst gemacht.«

»Der Baum heißt Ceibo oder auch Korallenbaum. Hier gibt es nicht so viele, aber wenn ich einen sehe, zeige ich ihn dir. Nicht weit vom Haus deiner Großeltern gibt es ganz viele davon.«

Im Rückspiegel sah er Gaspar die Stirn runzeln.

»Wie, es gibt viele davon?«

»Das ist eine Legende, ich habe dir schon erklärt, was eine Legende ist.«

»Dann gibt es das Mädchen gar nicht?«

»Sie heißt Anahí. Vielleicht gab es sie, aber die Geschichte mit den Blüten wird erzählt, um an sie zu erinnern, nicht, weil das wirklich so passiert ist.«

»Ist es jetzt wirklich passiert oder nicht?«

»Beides. Ja und nein.«

Er sah gern, wie Gaspar ernst wurde und sogar wütend, wie er sich auf die Lippen biss und eine Faust öffnete und schloss.

»Werden Hexen immer noch verbrannt?«

»Nein, heute nicht mehr. Aber es gibt auch nicht mehr viele Hexen.«

An einem Sonntagmorgen im Januar war es leicht, aus der Stadt rauszukommen. Schneller, als er erwartet hatte, blieben die Hochhäuser zurück. Dann auch die niedrigen Häuser und die aus Blech in den Armenvierteln der Randgebiete. Und plötzlich tauchten die

Bäume und Felder auf. Gaspar schlief schon und Juans Arm wurde von der Sonne verbrannt wie bei einem normalen Vater an einem Wochenende mit Sport und Ausflug. Aber er war kein normaler Vater, die Leute merkten das manchmal, wenn sie ihm in die Augen sahen, wenn sie eine Weile mit ihm sprachen, irgendwie erkannten sie die Gefahr: Er konnte nicht verbergen, was er war, so etwas konnte man nicht verstecken, nicht allzu lange.

Er parkte vor einer Bar, die heiße Schokolade und Hörnchen anpries. Es gibt Frühstück, sagte er zu Gaspar, der sofort aufwachte und sich die riesigen blauen, ein wenig abwesenden Augen rieb.

Die Frau, die die Tische sauber machte, machte den Eindruck, als wäre sie die Besitzerin und noch dazu umgänglich und geschwätzig. Sie sah sie neugierig an, als sie sich weit weg vom Fenster in die Nähe des Kühlschranks setzten. Ein Junge mit einem Spielzeugauto in der Hand und sein zwei Meter großer Vater, dem das blonde Haar bis auf die Schultern reichte. Sie wischte ihren Tisch ab und nahm die Bestellung auf einem Notizblock auf, als wäre der Laden voll. Gaspar wollte eine heiße Schokolade und süßes Gebäck mit Dulce de Leche; Juan bestellte ein Glas Wasser und ein Käse-Sandwich. Er nahm die Sonnenbrille ab und schlug die auf dem Tisch liegende Zeitung auf, obwohl er wusste, dass die wichtigen Nachrichten nicht in die Presse kamen. Da stand nichts über die Geheimgefängnisse, und auch nichts über die bewaffneten Auseinandersetzungen in der Nacht, die Entführungen oder die geraubten Kinder. Nur Berichte über die Mini-WM in Uruguay, die ihn nicht interessierte. Normalität vorzutäuschen war manchmal schwierig, wenn er zerstreut war, wenn er so unheilbar traurig und besorgt war. In der vergangenen Nacht hatte er wieder versucht, Verbindung mit Rosario aufzunehmen. Er schaffte es nicht. Sie war nirgendwo, ihm gelang es nicht, sie zu spüren, sie war auf

eine Art gegangen, die er einfach nicht begreifen oder akzeptieren konnte.

»Mir ist heiß«, sagte Gaspar.

Der Junge schwitzte, sein Haar war feucht, die Wangen gerötet. Juan berührte ihn am Rücken. Sein T-Shirt war völlig durchnässt.

»Warte hier auf mich«, sagte er und ging ein trockenes T-Shirt aus dem Auto holen. Dann nahm er ihn mit auf die Toilette, um ihm den Kopf nass zu machen, den Schweiß abzutrocknen und ihm das T-Shirt überzuziehen, das ein wenig nach Benzin roch.

Als sie an den Tisch zurückkamen, warteten das Frühstück und die Frau auf sie; Juan bat um ein weiteres Glas Wasser für Gaspar.

»Es gibt hier einen hübschen Rastplatz, falls Sie sich im Fluss ein bisschen abkühlen wollen.«

»Danke, wir haben keine Zeit«, sagte Juan und versuchte, freundlich zu klingen. Er knöpfte sich das Hemd ein Stück weiter auf.

»Sind Sie ganz allein unterwegs? Was für große Augen der Junge hat! Wie heißt du?«

Juan hatte Lust zu sagen, antworte nicht, Sohn, essen wir, während ich sie für immer verstummen lasse, aber Gaspar sagte seinen Namen und die Frau, derart ermuntert, fragte mit scheinheiliger, mädchenhafter Stimme: »Und deine Mami?«

Juan spürte den Schmerz des Jungen im ganzen Körper. Er war primitiv und ohne Worte; roh und schwindelerregend. Juan musste sich am Tisch festhalten und sich richtig anstrengen, um sich von seinem Sohn und diesem Schmerz zu lösen. Gaspar konnte nicht antworten und sah ihn hilfesuchend an. Er hatte erst ein halbes Gebäckstück gegessen. Er musste ihm beibringen, sich nicht so anzuklammern, weder an ihn noch an sonst wen.

»Señora«, Juan versuchte, sich zu kontrollieren, es klang jedoch drohend, »das geht Sie einen Scheißdreck an.«

»Ich wollte doch nur ein wenig plaudern«, gab sie gekränkt zurück.

»Na, großartig. Sie ärgern sich, weil Sie Ihr idiotisches Geplauder nicht bekommen, und wir leiden unter der Taktlosigkeit einer dummen, alten Tratschtante. Wollen Sie es wissen? Meine Frau ist vor drei Monaten gestorben, sie wurde von einem Bus überfahren, der sie zwei Häuserblocks weit mitgeschleift hat.«

»Das tut mir sehr leid.«

»Nein. Das tut es nicht, weil Sie sie nicht gekannt haben und auch uns nicht kennen.«

Die Frau wollte noch etwas sagen, ging aber beinahe schluchzend weg. Gaspar sah ihr nach, aber seine Augen waren trocken. Er war ein wenig verängstigt.

»Alles in Ordnung. Iss auf.«

Juan biss in sein Käse-Sandwich; er hatte keinen Hunger, aber er konnte die Medikamente nicht auf leeren Magen nehmen. Die Frau kam mit entschuldigender Miene und vorgebeugten Schultern zurück. Sie brachte zwei Gläser Orangensaft. Auf's Haus, sagte sie, und ich bitte um Entschuldigung. Mit einer solchen Tragödie habe ich nicht gerechnet. Gaspar spielte mit seinem roten Spielzeugauto, ein neues Modell, bei dem man die Türen und den Kofferraum aufmachen konnte, ein Geschenk von seinem Onkel Luis aus Brasilien. Juan zwang Gaspar, seine heiße Schokolade auszutrinken, und stand auf, um an der Theke zu zahlen. Die Frau bat wieder um Entschuldigung und Juan hatte genug. Als sie die Hand ausstreckte, um das Geld entgegenzunehmen, fasste er sie am Handgelenk. Er überlegte, ihr ein Symbol zu schicken, das sie verückt machen würde, das ihr die Idee in den Kopf setzen würde, ihrem Enkel die Haut von den Füßen abzuziehen oder Eintopf aus ihrem Hund zu machen. Aber er hielt sich zurück. Er wollte sich

nicht verausgaben. Diese Reise mit seinem Sohn geheim zu halten war schon anstrengend genug und würde Konsequenzen haben. Also ließ er die Frau in Frieden.

Gaspar wartete an der Tür auf ihn, er hatte sich seine Sonnenbrille aufgesetzt. Als Juan versuchte, sie ihm abzunehmen, rannte der Junge lachend los. Juan holte ihn kurz vor dem Auto ein und hob ihn hoch: Gaspar war leicht und hochgewachsen, aber er würde wahrscheinlich nicht so groß werden wie er selbst. Er beschloss, dass sie kurz vor Entre Ríos einen Ort zum Mittagessen suchen würden.

Der Tag war anstrengend gewesen, obwohl die Reise vollkommen normal verlaufen war: wenig Verkehr, ein köstliches Mittagessen in einem Grill-Restaurant an der Landstraße und die Siesta im Schatten der Bäume, am von der Brise vom Fluss kühlen Ufer. Der Besitzer des Grills hatte ihnen auch ein Gespräch aufgedrängt, aber da er nicht nach seiner Frau gefragt hatte, beschloss Juan, sich mit ihm zu unterhalten, während er ein Glas Wein trank. Nach der Mittagspause und auf der gesamten Fahrt bis Esquina hatte er sich unwohl gefühlt: Die Hitze war ungeheuerlich. Aber jetzt, als er nach einem Zimmer fragte und dem Angestellten klarzumachen versuchte, dass er ein Doppelbett für sich und dazu ein Einzelbett für seinen Sohn brauchte und dass es auf den Preis nicht ankam, merkte er, dass er außerdem auch Hilfe brauchte. Er zahlte im Voraus und fand sich damit ab, dass jemand anderes für ihn die Taschen die Treppe hinauftrug. Im Zimmer schaltete er zum Zeitvertreib für Gaspar den Fernseher ein und legte sich aufs Bett. Er konnte die Zeichen seines Körpers gut einschätzen: Die Arrhythmie war außer Kontrolle, er hörte das Pfeifen, dieses Geräusch der

Anstrengung, spürte den Schwindel der verwirrten Herzklappen, ihm schmerzte die Brust, das Atmen fiel ihm schwer.

»Gaspar, gib mir die Tasche«, bat er.

Er holte das Blutdruckmessgerät heraus und stellte fest, dass sein Blutdruck niedrig war, was gut war. Er legte sich schräg hin, die einzige Art, wie seine Füße auf der Matratze zu liegen kamen, und bevor er die Tabletten nahm und versuchte, sich auszuruhen, möglichst zu schlafen, riss er ein Blatt von dem Notizblock, den das Hotel für die Gäste auf den Nachttisch legte, und schrieb mit dem Kugelschreiber (darauf stand »Hotel Panambí – Esquina«) eine Nummer auf.

»Hör gut zu, mein Junge. Falls ich nicht aufwache, möchte ich, dass du diese Nummer anrufst.«

Gaspar riss die Augen auf und fing an, das Gesicht zu verziehen.

»Nicht weinen. Es ist nur, falls ich nicht aufwache, aber ich werde aufwachen, in Ordnung?«

Er spürte, wie sein Herz einen Sprung machte, als hätte er mit einem Schalthebel das Tempo erhöht. Würde er schlafen können? Er legte die Finger an den Hals. Hundertsiebzig, vielleicht noch mehr. Noch nie hatte er so große Lust gehabt zu sterben wie jetzt, in diesem Zimmer in einem Provinzhotel, und noch nie hatte er so große Angst gehabt, seinen Sohn allein zu lassen.

»Es ist die Telefonnummer von deinem Onkel Luis. Du musst die 9 wählen, dann kommt ein Ton, und erst dann wählst du die Nummer von deinem Onkel. Falls ich nicht aufwache, schüttel mich. Und falls ich nicht aufwache, wenn du mich schüttelst, rufst du ihn an. Ihn zuerst, dann den Herrn unten am Empfang, verstehst du?«

Gaspar bejahte, und die Nummer fest mit der Faust umschlossen legte er sich neben ihn, nah, aber weit genug weg, um ihn nicht zu stören.

Juan wachte verschwitzt und traumlos auf. Es war Nacht, und im Zimmer war nur wenig Licht: Gaspar hatte die Nachttischlampe angeknipst und las. Juan betrachtete ihn, noch ohne sich zu bewegen: Der Junge hatte sein Buch aus der Tasche geholt und wartete, der Zettel mit der Telefonnummer lag neben ihm auf dem Kopfkissen. Gaspar, sagte er, und der Junge reagierte feinfühlig, legte das Buch weg, kam zu ihm gekrabbelt, fragte ihn, ob es ihm gut gehe; wie ein Erwachsener, wie es ihn so viele Male die vielen Erwachsenen gefragt hatten, die sich um ihn gekümmert hatten. Juan setzte sich auf und wartete einen Moment, bevor er antwortete. Das Herz war zu einem normalen Rhythmus zurückgekehrt, oder zu dem, was für ihn relativ normal war. Sein Atem war nicht unruhig, ihm war nicht schwindlig. Es geht mir gut, ja, sagte er und setzte Gaspar auf seine Beine, umarmte ihn, streichelte ihm das dunkle Haar.

»Wie spät ist es?«

Gaspar zeigte mit dem Finger auf die Uhr.

»Du kannst die Uhr schon lesen, sag du es mir.«

»Halb eins.«

In diesem Städtchen würden sie so spät nirgends mehr Abendessen bekommen. Natürlich konnte er bis ins Zentrum laufen, in irgendeinen Laden oder ein geschlossenes Restaurant eindringen und sich holen, was er wollte, eine Tür zu öffnen war sehr einfach. Aber wenn jemand sie sah, müsste er sich mit diesem Zeugen herumschlagen. Und jede kleine derartige Tat häufte sich auf die nächste, bis eine lange und erschöpfende Kette von Spuren entstand, die beseitigt werden mussten, Augen, die zu schließen, und Erinnerungen, die zu löschen waren. Das hatten sie ihm vor Jahren beigebracht: Besser versuchte er, so normal wie möglich zu leben. Er konnte Dinge tun, die den meisten Menschen unmöglich waren.

Doch jede Errungenschaft, jede Willensausübung, um das Erwünschte zu erlangen, hatte einen Preis. Unwichtige Fragen waren es nicht wert, den zu zahlen. Er musste den Nachtportier des Hotels überzeugen, ihm etwas zu essen zu machen. Er empfand keinen Hunger; Gaspar sicher auch nicht. Aber der Junge hatte kein Abendessen gehabt, und er hatte vergessen, das Wasser aus dem Auto mitzunehmen, er musste sich wie ein Vater verhalten.

Bevor er das Zimmer verließ, musste er jedoch duschen, er stank. Und sich vielleicht ein wenig die Haare schneiden. Gaspar brauchte auch eine Dusche, nicht ganz so dringend. Er stand auf, Gaspar noch auf dem Arm, und trug ihn bis ins Bad. Er drehte das warme Wasser auf und wartete eine Weile, bis sich sein Verdacht bestätigte.

»Kalt dusche ich nicht«, sagte Gaspar.

»Komm schon, es ist heiß. Na gut, dann wasche ich dich gleich mit einem Handtuch.«

Juan stieg in die Dusche und hörte Gaspar reden, er saß auf dem WC-Deckel, erzählte ihm, was er gelesen hatte und was er aus dem Hotelfenster gesehen hatte, aber Juan hörte nicht richtig zu. Die Dusche war zu niedrig und er musste sich bücken, um sich die Haare waschen zu können, aber zumindest gab es Seife und Shampoo. Mit einem Handtuch um die Hüften stellte er sich vor den Spiegel: Das nasse Haar reichte ihm bis über die Schultern und er hatte dick geschwollene Ringe unter den Augen.

»Bring mir die Schere, sie ist in der kleinen Tasche.«

»Darf ich dir die Haare schneiden? Ein bisschen.«

»Nein.«

Juan betrachtete sein Spiegelbild, die breiten Schultern, die dunkle Narbe, die seine Brust durchschnitt, die Verbrennung am Arm. Rosario hatte ihm immer die Haare geschnitten. Mehrmals



hatte sie ihn auch rasiert. Er erinnerte sich an ihre großen Ohr-  
ringe, die sie nie ablegte, manchmal selbst zum Schlafen nicht. Er  
erinnerte sich, wie sie einmal geweint hatte, nackt auf dem Bade-  
zimmerboden zusammengekauert, weil sie während der Schwan-  
gerschaft zugenommen hatte. Wie sie die Arme verschränkt hatte,  
wenn sie etwas hörte, was sie dumm fand. Er sah sie vor sich, wie  
sie ihn auf der Straße wütend anbrüllte; wie stark sie war, wenn sie  
bei einem Streit mit den Fäusten auf ihn einhämmerte. Wie viele  
Dinge konnte er nicht allein, wie viele hatte er vergessen, wie viele  
konnte nur sie? Er benutzte den Kamm, um das Haar zu glätten,  
und schnitt so ordentlich, wie er konnte. Vorn ließ er eine Strähne  
länger und föhnte sich dann, um herauszufinden, ob er eine Kata-  
strophe angerichtet hatte. Das Ergebnis schien ihm akzeptabel. Er  
hatte etwas Bart, aber das sah man nur, weil er so blass war. Er warf  
das abgeschnittene Haar, das er auf ein Taschentuch hatte fallen  
lassen, in die Kloschüssel.

»Komm, wir schauen mal, ob wir etwas zu essen bekommen.«

Der Hotelflur war sehr dunkel und roch feucht. Das Zimmer, das  
man ihnen gegeben hatte, lag genau an der Ecke, neben der Treppe.  
Juan ließ Gaspar zuerst hinausgehen, und statt direkt runterzuge-  
hen, rannte der Junge durch den Flur. Zuerst glaubte Juan, er ginge  
zum Aufzug. Doch gleich darauf wurde ihm klar, dass Gaspar  
dasselbe wahrnahm wie er, wenngleich mit einem himmelweiten  
Unterschied: Statt die Präsenz zu meiden – Juan war derart an sol-  
che Erscheinungen gewöhnt, dass er sie ignorierte –, lief er auf sie  
zu, wurde von ihr angezogen. Was sich da am Ende des Flurs ver-  
steckte, war verängstigt und nicht gefährlich, aber es war alt und,  
wie alles sehr Alte, gierig und unglücklich und neidisch.

Zum ersten Mal hatte sein Sohn eine derartige Wahrnehmung,  
zumindest in seiner Gegenwart. Er hatte auf diesen Moment ge-

wartet, Rosario hatte beharrlich gemeint, dass es bald so weit wäre, und normalerweise lag sie richtig, aber festzustellen, dass Gaspar diese Fähigkeit tatsächlich geerbt hatte, traf ihn, es schnürte ihm die Kehle zu. Er hatte sich keine großen Hoffnungen bezüglich der Normalität seines Sohnes gemacht, aber in diesem Flur verflüchtigten sie sich vollends und Juan spürte die Mutlosigkeit wie eine Kette um den Hals. Die vererbte Strafe. Er versuchte, Ruhe vorzutäuschen.

»Gaspar«, sagte er, ohne die Stimme zu heben. »Hier geht's lang. Über die Treppe.«

Der Junge drehte sich im Flur um und sah ihn mit einem verwirrten Ausdruck an, als erwachte er nach einem tagelangen Traum in einem fremden Zimmer. Der Blick dauerte nur eine Sekunde, doch Juan erkannte ihn. Er musste ihm beibringen, wie man sich vor dieser schwebenden Welt verschloss, vor diesen klebrigen Gruben, wie man sie vermied. Und er musste bald damit beginnen, denn er erinnerte sich an die Angst seiner eigenen Kindheit und es gab keinen Grund, warum Gaspar dasselbe durchleben sollte.

Mein Sohn wird blind zur Welt kommen, wiederholte die Präsenz am Ende des Gangs, die keine Haare hatte und ein blaues Kleid trug. Gaspar konnte sie nicht hören, obwohl er sie vielleicht gesehen hatte. Von ihr hatte er vorhin im Badezimmer erzählt: eine Frau, die auf dem Platz vor dem Hotel saß und mit offenem Mund zu ihrem Fenster hochsah. Juan hatte nicht besonders darauf geachtet, weil Gaspar es nicht ängstlich erzählt hatte, und das war gut. Der Junge hatte intuitiv recht: Es gab nichts zu fürchten, diese Frau war nichts weiter als ein Echo. Es gab jetzt viele Echos. Die gab es immer, wenn ein Blutbad verübt wurde; der Effekt war derselbe wie bei Rufen in einer Höhle, sie hallten nach, bis die Zeit ihnen ein Ende setzte. Bis zu diesem Ende würde es noch lange dauern und

die unruhigen Toten bewegten sich schnell, sie wollten gesehen werden. *The dead travel fast*, dachte Juan.

Sie gingen leise die Treppe hinunter, um die anderen Gäste nicht zu wecken. Eine Frau, sicher eine der Inhaberinnen des Hotels, blätterte an der Rezeption in einer Zeitschrift. Sie hob den Kopf, als sie sie hereinkommen sah, und stand auf; mit einer einzigen schnellen Bewegung strich sie sich die Bluse und das dunkle, etwas zerzauste Haar zurecht.

»Guten Abend«, sagte sie. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Juan trat an die Theke und legte eine Hand auf das Telefonbuch, das aufgeschlagen neben der Lampe lag.

»Guten Abend, Señora. Hat irgendwo vielleicht noch ein Restaurant offen?«

Die Frau neigte den Kopf.

»Vielleicht können Sie im Anglerclub noch etwas bekommen, aber lassen Sie mich anrufen und nachfragen, es ist ein ganzes Stück weit weg.«

Ein ganzes Stück, dachte Juan, unmöglich, in diesem Städtchen kann nichts sonderlich weit weg sein. Die bis zur Hälfte mit Holz verkleideten Wände der Rezeption, der braune Linoleumboden, die an einem Brett hängenden Schlüssel. Gaspar war zu einem kleinen Aquarium gelaufen und begleitete mit dem Finger den Schwimmweg eines Fischleins. Es geht keiner dran, sagte die Frau, nachdem sie eine Weile gewartet hatte. Gut, dann gehen wir ohne Essen ins Bett. Juan lächelte und merkte, dass die Frau – die jung war, noch keine vierzig, im traurigen Licht des stillen Hotels aber älter aussah – ihn genau und unverhohlen betrachtete. Ich bin eingeschlafen, sagte Juan. Die Fahrt von Buenos Aires ist lang und ich war nicht richtig ausgeruht.

Draußen herrschte vollkommene Stille. Er sah die Blaulichter eines Streifenwagens vorbeifahren, hörte jedoch kaum den Motor. Selbst in diesem Städtchen wurde nachts patrouilliert?

»Entschuldigen Sie die Taktlosigkeit«, sagte die Frau und kam um den Empfangstresen herum. Sie fächelte sich Luft zu, obwohl der Ventilator lief. »Sind Sie in Zimmer 201? Mein Mitarbeiter hat mir heute gesagt, dass er den Eindruck hatte, der Herr aus Zimmer 201 fühle sich nicht gut. Wir haben uns Sorgen gemacht, aber da wir nichts gehört haben und Sie nicht angerufen haben, wollten wir Sie nicht stören.«

»Und woher wissen Sie, dass ich der aus Zimmer 201 bin?«

Die Frau gab halb schüchtern, halb kokettierend zurück: »Mein Mitarbeiter hat gesagt, es ist ein sehr großer blonder Herr mit einem kleinen Sohn.«

»Danke der Nachfrage, Señora. Inzwischen fühle ich mich besser, ich musste mich ausruhen. Ich hatte vor sechs Monaten eine Operation, manchmal glaube ich, dass ich schon wieder ganz fit bin, und übernehme mich.«

Und absichtlich, theatralisch, legte Juan seine eine Hand gerade so auf das dunkle Hemd, das er bis zur Brust offen trug, damit die riesige Narbe deutlich zu sehen war.

»Also gut«, sagte sie. »Ich mache Ihnen wenigstens ein paar Sandwiches. Isst der Junge Tagliatelle? Ich mache sie im Wasserbad mit ein wenig Butter warm, und fertig.«

»Was ist Tagliatelle?«, fragte Gaspar, der sich von dem Aquarium gelöst hatte.

»Nudeln, *mitái*«, sagte die Frau zu ihm und kniete sich hin. »Magst du Nudeln mit Butter und Käse?«

»Ja. Mit Tomatensoße auch.«

»Mal sehen, was wir für dich tun können.«

»Kann ich beim Kochen zugucken?«

»Er kocht gern«, sagte Juan und zuckte mit den Schultern als Zeichen seiner Ratlosigkeit.

Eine Stunde später hatte Gaspar gelernt, den Dosenöffner zu benutzen, beide hatten etwas pappige Pasta mit einer köstlichen Salsa gegessen, sie hatten kaltes Wasser mit Eis getrunken und die Frau hatte ihnen mit einem Glas Dessertwein und Zigaretten Gesellschaft geleistet. Als sie fertig waren, erbot Juan sich, den Abwasch zu machen, damit sie zurück an die Rezeption konnte, und die Frau nahm das Angebot an; bevor sie ging, wünschte sie ihm, dass es ihm hoffentlich bald wieder besser ginge. Gaspar half beim Abtrocknen, aber vorher bedankte er sich mit tomatenverschmierten Lippen bei der Frau und sie gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

Gaspar weigerte sich, das Zimmer zu betreten: Er stand reglos an der Tür, seine Augen glänzten und er sah erschrocken aus.

»Papi, da ist eine Frau im Zimmer«, sagte er. Juan blinzelte, um sie zu sehen und zu spüren: Es war dieselbe aus dem Gang, die sich durchs Hotel bewegte.

»Guck sie nicht an.« Er nahm Gaspars Gesicht zwischen seine Hände; sie waren so groß, dass sie seinen Kopf fast vollständig umschlossen. »Guck mich an.«

Dann setzte er sich auf den Boden und knipste die Nachttischlampe an. Zum Glück hörte Gaspar nicht, was die Frau sagte. Es war immer besser, nur zu sehen. Juan hörte ihr einen Augenblick lang zu, aus Neugier. Dieselbe verzweifelte und einsame Wiederholung des Todes, das Echo des Todes. Danach war er taub für sie, aber er warf sie nicht hinaus, das musste sein Sohn lernen, und

zwar schnell. Juan wollte nicht, dass er auch nur eine Minute länger Angst hatte.

»Hör mir jetzt gut zu.«

»Wer ist das, Papi?«

»Das ist kein Jemand. Es ist eine Erinnerung.«

Er legte ihm eine Hand unter das Brustbein und spürte das Herz seines Sohnes schlagen, schnell, stark, gesund. Der Neid trocknete ihm den Mund aus.

»Schließ die Augen. Spürst du meine Hand?«

»Ja.«

»Wo berühre ich dich?«

»Am Bauch.«

»Und jetzt?«

Mit zwei Fingern der anderen Hand tastete er nach dem Wirbel, der hinter dem Magen lag.

»Am Rücken.«

»Nein, nicht am Rücken.«

»An der Wirbelsäule.«

»Jetzt musst du an das denken, was zwischen meinen Händen ist, wie wenn dir der Kopf wehtut und du mir erzählst, es fühlt sich an, als sei da was drin. Denk an das, was da drin ist.«

Gaspar presste die Augen zu und biss sich auf die Unterlippe.

»Fertig.«

»Gut, und jetzt sag der Frau, dass sie weggehen soll. Sag es ihr nicht mit gesprochenen Worten. Du kannst es ihr mit Flüsterstimme sagen, wenn du möchtest, aber sag es ihr, als ob dieser Teil von dir, der zwischen meinen Händen ist, sprechen könnte. Verstehst du mich? Das ist wichtig.«

Es konnte die ganze Nacht dauern, das wusste Juan.

»Ich hab's ihr gesagt.«

Juan sah die Frau an, die immer noch neben dem Bett saß, schwanger, mit offenem Mund, sicherlich sprach sie immer noch von ihrem ersten Sohn, mit den leeren Augen.

»Noch einmal. Als würdest du von dort aus mit ihr sprechen, als hättest du da drin einen Mund.«

»Soll ich es streng sagen?«

Was war das für eine Frage? Sie verdiente jedenfalls eine klare Antwort, seine Unsicherheit war vollkommen nachvollziehbar.

»Ja, heute schon.«

Das Bild der Frau verschwand langsam, wie verwehender Rauch. Die Luft im Zimmer klärte sich, als hätten sie die Fenster geöffnet. Das Licht der Nachttischlampe wurde heller.

»Sehr gut, Gaspar, sehr gut.«

Gaspar sah sich im ganzen Zimmer um und suchte nach der Frau, die gegangen war. Er war ernst.

»Und sie kommt nicht wieder zurück?«

»Falls sie wiederkommt, machst du dasselbe wie eben.«

Gaspar zitterte, ein wenig wegen der Anstrengung, ein wenig vor Angst. Juan erinnerte sich an das erste Mal, als er einen Körperlosen weggeschickt hatte: Es war ihm genauso leichtgefallen, vielleicht sogar noch ein bisschen leichter, wenn man die Umstände bedachte. Hoffentlich war das alles an Fähigkeiten, was Gaspar geerbt hatte. Hoffentlich gelang ihm nie die Art von Kontakt, zu der er selbst fähig war. Rosario war sich sicher gewesen, dass der Junge seine Fähigkeiten erben würde. Plötzlich war die Erinnerung so lebendig, dass es sich anfühlte, als habe er im Dunkeln versehentlich ein Insekt berührt: Rosario, wie sie dickköpfig in ihrer weißen Baumwollunterhose im Bett saß, das Haar zu einem hohen Pferdeschwanz zurückgebunden. Gaspar würde alles erben, die ganze Last, die er trug. Er spürte etwas Heißes in den Augen.

»Ich werde jetzt weiterschlafen, weil ich in einer Weile Auto fahren muss.«

»Ich möchte bei dir schlafen.«

»Hab keine Angst. Geh in dein Bett. Falls du nicht schlafen kannst, lies dein Buch. Das Licht stört mich nicht.«

Aber Gaspar wollte nicht lesen. Er legte sich auf den Rücken und wartete, dass der Schlaf kam, mit einer für sein Alter unpassenden Disziplin. Er hatte die Rollläden nicht heruntergelassen, sodass die wenigen Lichter von der Straße das Zimmer gerade so erleuchteten und die Zweige eines Baumes Schatten an die Wände warfen. Juan wartete, bis ihm Gaspars Atem zeigte, dass der Junge schlief, und ging dann zu ihm: die voneinander gelösten Lippen, die kleinen Milchzähne, das schweißverklebte Haar auf der Stirn.

Er konnte es auf seinem eigenen Bett machen, neben Gaspar. Aber er wollte nicht, dass der Junge aufwachte und ihn sah. Das Bad war so gut wie jeder andere Ort. Er brauchte nicht viel: nur Stille, Rosarios Haar, irgendein spitzes Instrument und die Asche.

Auf den kalten Fliesen sitzend wickelte er sich die Haarsträhne von Rosario, die er sicher in einem Döschen bei sich trug, um seine Finger. Du hast es mir versprochen, sagte er leise zu ihr. Und es war ein ernsthaftes Versprechen gewesen, kein bloß so dahingesagtes. Sie hatten es mit Blut besiegelt.

Er nahm eine Handvoll Asche aus dem Plastikbeutel und ließ sie auf den Boden rieseln, vor sich, um das Zeichen der Mitternacht zu ziehen. Seit Rosarios Tod tat er das jede Nacht mit demselben Ergebnis: Stille. Eine Wüste aus kaltem Sand und trüben Sternen. Er hatte sogar noch schlichtere Methoden versucht und die Antwort war immer dieselbe: Wind über der Leere.

Er wiederholte die Worte, streichelte die Haarsträhne, sprach die Anrufung in der infektiösen Sprache, die man für das Asche-



ritual verwenden musste. Und mit geschlossenen Augen sah er die Zimmer und die leeren Winkel, die erloschenen Feuer, die verlassene Kleidung, die trockenen Flüsse, aber er wanderte weiter umher, bis er in das Hotelbad zurückkehrte, in die Stille und zu dem fernen Atmen seines Sohnes, und wieder rief. Nicht eine einzige flüchtige Berührung, nicht ein Schaudern, nicht eine Täuschung, nicht ein trügerischer Schatten. Sie kam nicht und war auch nicht in seiner Reichweite, seit ihrem Tod hatte er nicht ein einziges Zeichen ihrer Gegenwart empfangen können.

In den ersten Tagen hatte er ungebührliche Opfer dargebracht. Wahre Magie wird nicht mit fremdem Blut gemacht, hatte ihm irgendwann einmal jemand gesagt. Sie erlangt man, wenn man sein eigenes opfert und jede Hoffnung loslässt, es zurückzubekommen. Juan nahm die Rasierklinge, die er neben sich gelegt hatte, und schnitt sich quer über die Handfläche, ungefähr der Linie folgend, die Kopf- oder Geistlinie genannt wird. Es war eine unerträgliche Wunde, die schlimmstmögliche, und eben deshalb die, die funktionierte. Als er im Dunkeln die Wärme des Bluts spürte, legte er die Hand auf das auf den Boden gezogene Aschenzeichen. Er sprach die erforderlichen Worte und wartete. Die Stille war schwindelerregend. Juan wusste, es war ein Symptom seines eigenen Machtverlusts. Ob es daran lag, dass er sehr krank war, oder weil er sich zu sehr verausgabt hatte, wusste er nicht, aber das Gefühl von Schwäche war eindeutig. Diese Anrufung stellte kaum eine Anstrengung für ihn dar: Die Welt der Toten war für ihn sehr nah und es war eine leichte Tür, eine Schwingtür. Bei einem anderen Ritual, bei fast jedem anderen, hätte er zweifeln können, ob er fähig war, es durchzuführen. Nicht bei diesem. Dieses war wie die Beine auszustrecken.

Er wusch sich resigniert die Hand und wischte das Blut mit einem

der Handtücher vom Boden. Er wurde nicht mehr wütend. Nach den ersten gescheiterten Versuchen hatte er Rosario beschimpft, er hatte Möbel zerschlagen und sich fast die Finger gebrochen, so sehr hatte er auf den Boden eingedroschen. Jetzt sammelte er nur resigniert die Reste auf und legte die Haarsträhne wieder in die Dose. *For the dead travel fast*, dachte er wieder. Das stimmte, im Allgemeinen. Ihm wurde diese Schnelligkeit verweigert.

Gaspar schlief immer noch, obwohl ziemlich viel Zeit vergangen war: Das Ritual des Mitternachtszeichens wirkte kurz für den Ausführenden, dauerte aber mehrere, unmerklich verstreichende Stunden. Juan wickelte sich einen Verband um die Wunde. Es dämmerte, als er ein wenig Alkohol auf den Schnitt träufelte, der nie ganz heilte, weil er wieder und wieder in dieselbe Stelle schneiden musste, um der Asche Blut zu geben, die ihm nichts weiter brachte als diese so verdächtige Stille, die ihn an seine stumm gemachte Frau denken ließ, die Lippen zugenäht von jemandem, der sie beide für immer trennen wollte.

Das Hotelfrühstück wurde in einem Speisesaal mit weißen Wänden und karierten Tischdecken serviert. Dekoriert war mit Gemälden von Fischen und ausgestopften Fischen hinter Glas, dazu ein weiteres Aquarium, ein bisschen größer als das an der Rezeption. Esquina war eine Art Hauptstadt des Fischfangs. Juan hatte noch nie im Leben geangelt. Und er verstand nicht, warum das Hotel, wenn das wiederkehrende Thema der Einrichtung die Fischfauna war, Panambí hieß, was auf Guaraní »Schmetterling« bedeutete. Es gab hier nirgendwo Schmetterlinge, nicht einmal auf dem Logo. Er trank einen dünnen Tee und bestrich einige Scheiben Toast mit Dulce de Leche für Gaspar, der sehr still war.